

Von
der liefländischen
Pferdezucht,

und
einigen bewährten

Pferdecuren.

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
195269

Wilde, Peter Ernst



Anno 1774.

[Lapze]



iefland ist ehedem wegen sei-
ner Pferdezucht vor vielen
Ländern berühmt gewesen.
Die Nachbarn erkannten
den Werth der liefländi-
schen Pferde, und zogen sie allen andern vor.
Nicht die Schönheit, sondern die große
Dauerhaftigkeit gab diesen Thieren den
Vorzug. Die Feldzüge sind die untrüglich-
sten Proben, die angebohrne Stärke eines
Pferdes zu entscheiden. Die Schweden,
welche in den vorigen Zeiten Liefland be-



herrschten, bemerkten diese Eigenschaft. Die liefländischen Pferde wurden begierig ausgesucht, und die beste Reuterey damit beritten gemacht. Sie übertraffen nebst den finnischen Pferden alle übrigen an unermüdeter Stärke. Wenn andere bey anhaltenden Beschwerden und aus Mangel des gehörigen Futters hinfielen, so waren diese die letzten, welche ihre Reuter aus allen Gefahren führten. Rußland sahe diese Eigenschaften gleichfals ein. Die Menge der Pferde, welche vormals sind geliefert und nach Peterssburg geführet worden, geben den deutlichsten Beweis von ihrem vorzüglichen Werthe. Wie begierig die Pohlen unsere Pferde gekauft, wie theuer sie solche bezahlt haben, ist eine bekannte Sache.

Wir haben eine zwofache Art Pferde; die eine, welche doppelte Kläpper, und die andere, welche kleine Kläpper genennet werden. Schon das Gewächs eines doppelten Kläppers kann einem Kenner überzeugen, daß die Natur sie mit einer besondern Stärke erschaffen habe. Der feste Bau der Glieder lehret den Beobachter, daß sie zu der schwersten und anhaltenden Arbeit gemacht sind.

Ein

Ein Pferd von doppelter Größe muß eine Höhe von elf Viertel, oder nach dem Ruffischen Maas zwey Arschienen und ein Werschock haben; wiewol einige auch etwas niedriger sind, und doch unter die doppelten Klapper gezählet werden. Das Creuz eines solchen Pferdes ist breit und platt. Die Seiten sind geschlossen. Durch den Schluß verstehe ich die Eigenschaft, da die Rippen nicht anhängig, sondern gewölbt sind, und der Raum zwischen den letzten Rippen und Hüften nur so breit ist, daß man ihn mit einigen Fingern ausfühlen kann. Der Rücken ist stark und gerade, die Brust breit und platt, der Hals mäßig lang und stark, der Kopf ziemlich proportionirt. Die Füße sind nicht zu fein, sondern mäßig dick, und mehr platt als mit Haaren behangen. Der ganze Körper ist gedrungen, das Fleisch fest und hart.

Ich glaube, daß ein jeder in dieser Beschreibung alle Merkmale eines dauerhaften Pferdes erkennen wird. Sie sind nicht unter die schönen Pferde zu rechnen, weil wir viele Arten von ausländischen Pferden antreffen, welche sie an einen dünnen Kopf, an einem höhern und mehr gekrümmten Halse,



an zierlich geschnittenen Ohren und feinen Schenkeln und einen gestreckten Körper, übertreffen. Unsere Pferde ersetzen dagegen diese Mängel an Dauer und Festigkeit, woran ihn kein ausländisches Pferd zu vergleichen ist. Wenn sie nicht übermäßig angestrengt werden, sind sie auch noch in einem solchen Alter zur Arbeit tüchtig, in welchem andere schon durch die Natur entkräftet sind.

Nicht allein aber das Gewächse, sondern auch die Natur und die Art des Futters macht diese Pferde dauerhaft. Lief-land hat eine erhöhte Lage. Die Weide ist bey uns nicht so fett wie in andern Ländern, welche niedriger liegen. Sie ist vielmehr magerer, das Gras klein; allein weil es auf einem harten Boden wächst, so ist es zugleich desto nahrhafter. Ich will diesen Gedanken nicht dahin ausdehnen, als wenn in Lief-land gar keine niedrige Gegenden anzutreffen wären. Wir haben einen Ueberfluß an Sümpfen und Morrästen; ein jeder weiß aber auch, daß solche Gegenden nicht zur Weide bestimmt sind. Selbst die Pferde suchen das Gras welches auf einem festen Boden wächst weit begieriger, als das harte
Gras



Gras der sumpfigten Derter, denn ihr Geschmack lehret sie, daß es süßer, und die Erfahrung, daß es zugleich nahrhafter sey, ob es gleich den Bauch nicht so sehr als jenes anfüllet. Unsere Pferde erreichen daher nicht eine solche Höhe als in andern Ländern, wo sie in einem hohen und fetten Grase weiden, wie in den Niedriegungen, in Holstein und andern Gegenden, welche unter dem Nahmen der Marschländer begriffen werden. Das Fleisch ist aber auch dagegen nicht so fest, sie sind also zu schweren und anhaltenden Arbeiten weniger tüchtig als die unsrigen, welche bey einer sparsamern Nahrung aufwachsen.

In Ehstland, in dem Nevalischen Districte, auf dem benachbarten Inseln Dessel, Mohn zc., welche Derter das eigentliche Vaterland der doppelten Klapper sind, wird ein Pferd von Jugend auf, an ein hartes Futter gewöhnet. Die Knochen, Sehnen und Muskeln, werden also schon in den ersten Jahren fest und zähe. Alle diese Pferde sind aus diesem Grunde weit dauerhafter als die, welche in Lettland erzogen werden. Nach der Gewohnheit dieser Gegend, wer-



den die Pferde häufig mit Mehl gefüttert. Sie nehmen zwar davon in der Dicke zu, allein das Fleisch ist schlaff und fällt bey anhaltender Arbeit eben so geschwinde ab, als es durch das Mehl ist angehäuſſet worden. Der ganze Bau des Körpers wird dadurch lockerer gemacht, daher auch diese Pferde weit eher als jene ermüden, und zur Dauer weniger geschickt sind. Die lettischen Pferde sind überdem von vermischter Gattung, sie stammen mehr von der littauischen und preussischen Zucht ab, auſſer einigen, die aus der ächten Abkunft der revalschen entsproſſen sind.

Ist es also nicht um so viel mehr zu bedauern, daß der Stamm solcher vortreflichen Pferde in unsern Zeiten schon dermaßen geschwächt ist, daß man nur hin und wieder ächte Abkömmlinge davon siehet. Wir finden zwar an vielen Höfen Pferde, welche an Größe, den doppelten Kläppern gleich kommen; allein ihr Ursprung ist nicht mehr so edel, sondern mit verschiedenen Naturen vermischt. In den vorigen Zeiten kannte man die ausländischen Pferde wenig oder gar nicht. Man begnügte sich mit der einländi-



ländischen Zucht, und man war auf die beständige Vermehrung derselben, unermüdet bedacht. Man erblickte überall Pferde von einerley Gattung, oder (wie man zu sagen pflegt:) von der liesländischen Race. In den neuern Zeiten, wurden die fremden Pferde bey uns gemeiner. Man sah an verschiedenen ein schönereß Gewächse, eine ansehnliche Höhe, mehr Feuer und Muth. Dieses veranlassete uns, unsere Pferde mit den ausländischen zu vermischen. Man schmeichelte sich dabey eine vollkommnere Art Pferde zu ziehen. Wir haben unsern Zweck auch größtentheils erlangt; allein wir müssen auch dabey gestehen, daß unsere neuen Pferde weit weichlicher seyn, als die vorigen, und daß mit der Schönheit eines Thieres, nicht allemal die Dauerhaftigkeit (die nöthigste Eigenschaft) verbunden sey.

Es ist aber hierinn nicht die einzige Ursache von dem Untergange der alten liesländischen Pferde zu setzen. Es sind noch mehrere, welche mir erlaubt seyn werden anzuführen. Unter der Regierung der Kaiserin Anna und Elisabeth, (lieferte die Ritterschaft (so viel mir bewußt ist) aus freyem



Triebe, eine große Anzahl liefländischer doppelten Kläpper an die Krone. Welche Menge wurden nicht von Privatpersonen nach Rußland verkauft, weil sie vorzüglich theurer bezahlt wurden. Die öftere Pferdeseuche kam noch dazu, und roitete unglücklicher Weise beynah den alten Stamm der Pferde aus. Die übrigen wurden desto theurer bezahlt und aus dem Lande geführet. Man war also natürlicher Weise darauf bedacht, den Abgang mit der Fortpflanzung durch fremde Pferde zu ersetzen, aus welchem Zwitter-Geschlecht jetzt unsere besten Pferde bestehen.

Ein gleiches Schicksal hat auch den liefländischen Bauren betroffen. Sie waren ehemals weit reicher an Pferden als in unsern Zeiten. Die meisten Pferde, welche man unter ihnen sahe, konnten unter die doppelten gesetzt werden. Die Habsucht der Roßtäuscher suchte sie auch hier auf; und dadurch wurden auch den Bauren die besten Pferde entrisen. Die Pferdeseuche nahm ihnen noch den Rest, so daß man jetzt bey ihnen keine andere als kleine, elende, und schwache Thiere findet. Es sind die Gegenden be-
kannt,

kannt, wo ehemdem unter den Bauren die
 schönsten Pferde sind angetroffen worden,
 wo man jetzt nicht einmal einige Spuren da-
 von findet. Es scheint auch der Trieb gute
 Pferde zu ziehen, bey den ehstnischen Bau-
 ren fast gänzlich erstorben zu seyn. Ich will
 die Ursachen davon nicht genauer untersu-
 chen, vielleicht trägt aber die vermehrte
 Hausarbeit vieles dazu bey, da die Felder
 sind vergrößert worden, und die Pferde stär-
 ker bey dem Pflügen als ehemals angestreng-
 get werden. De vermehrten Fuhren sind
 zugleich eine natürliche Folge davon. Er
 ist also oftmals aus Noth gezwungen, ein
 junges Pferd zur Arbeit zu gebrauchen, ehe
 es noch die Jahre seines völligen Wachst-
 thums erreicht hat. Sein Körper wird da-
 durch zu früh geschwächt, und auf die ganze
 Zeit seines Lebens, auf eine unzuverbessernde
 Weise zu Grunde gerichtet. Was soll dem-
 nach einen Bauren bewegen, an die Erzie-
 hung schlechter Pferde, Mühe und Kosten
 zu verwenden, da er sich keinen großen Nu-
 zzen davon zu versprechen hat. Was soll
 ihn antreiben, ein Thier sorgfältig zu pfl-
 gen, von dem er zum voraus siehet, daß es
 die



die Kosten niemals ersetzen, sondern bey der größten Mühe, doch ein elendes Geschöpfe bleiben wird.

Vormals war der Gewinnst bey der Pferdezucht größer als in unsern Jahren; man bestrebte sich folglich um die Wette gute Pferde zu ziehen, man sahe den Gewinnst als einen Theil der wesentlichen Einkunft an. Jetzt findet man bey diesem Handel nicht mehr so viele Vortheile, wenn man den Ueberschlag nach dem erhöhten Preise des Getreides berechnet. Der Ackerbau hat den Vorzug erhalten, er bleibt auch allemal die sicherste Quelle der Einnahme, und ist dabey nicht so vielen unglücklichen Vorfällen unterworfen, welche bey der Pferdezucht unvermeidlich sind. Ein Mißwachs kann uns nur auf ein Jahr Schaden zufügen, allein eine Pferdeseuche, kann den ganzen Pferdestamm mit einmal ausrotten, und uns mit einmal den Muth zu einer neuen Zucht benehmen.

Allein hierinn haben wir doch einen großen Fehler begangen, daß wir unsere einzige Aufmerksamkeit auf dem Ackerbau ge-
richt-

richtet, dagegen die Pferdeucht dermassen vernachlässiget haben, daß wir nur noch an wenigen Orten, ächte liefländische doppelte Kläpper finden. Wir sehen auch diesen Fehler (wiewol zu spät) ein, da es schon sehr schwer ist, ihn wieder zu verbessern. Es ist indessen desto billiger an die Entwürfe zu gedenken, wodurch wir diesen großen Verlust einigermaßen wieder ersetzen können.

Dieser Gedanke leitet mich natürlicher Weise auf die Vorschläge, zur Einrichtung vortheilhafter Stutereyen. Ein Unternehmen welches von vielen ist versucht, aber selten mit dem Gewinste ist ausgeführet worden, womit man sich bey der Anlage geschmeichelt hat. Die Stutereyen sind sonst in allen Ländern, das gewöhnliche Mittel die Pferdeucht in Aufnahme zu bringen. Vielleicht können wir sie auch in unserer Gegend, zur Vermehrung tüchtiger Pferde anrathen. Ehe wir uns aber, in diese wichtige Ueberlegung vertieren, wollen wir zuvor diejenigen um Rath fragen, welche Mühe und Kosten an Stutereyen verschwendet haben. Die am aufrichtigsten urtheilen, müssen frey gestehen, daß eine Stuterey in Liefland,



land, nicht allein beschwerlich und mühsam, sondern daß auch die Kosten, wenn auch gleich alles glücklich von statten gehet, die Vortheile übersteigen. Wir wollen diesen wichtigen Punkt in der Nähe betrachten, wir wollen ihn nach unpartheyischen Gründen zergliedern.

Selbst unser Clima ist einer kostbaren Pferdezucht, nicht günstig. Ueberrechnen wir die Zeit, da wir die Pferde mit Futter auf dem Stalle unterhalten müssen, so werden bey nahe drey Viertel Jahr dazu erfordert. Wie spät stellt sich nicht der Frühling bey uns ein, wie kurz sind nicht die Tage unsers Sommers, wie schnell überleitet uns nicht der Herbst, da das Gras durch die Nachtfrostes verwelket, und dadurch seines Nahrungsfafts beraubet wird. Die Erziehung der Pferde wird dadurch kostbarer gemacht, als in andern Ländern, wo die Witterung gelinde ist, und die Weide länger kann genüzet werden. Vergleichen wir diesen Umstand mit dem jetzigen hohen Preise des Getreides, so leuchtet der geringe Nutzen noch deutlicher in die Augen. Das kalte Clima hindert zugleich die Pferde an dem

dem gehörigen Wachsthum. Die Wärme befördert es bey allen Thieren, und Gewächsen, die Kälte hingegen verhindert es. In wärmern Ländern können also die Pferde eine größere Höhe, als bey uns erreichen. Nächst diesem ist unsere Weide zur Erziehung größerer Pferde, fast zu mager und sparsam. Es fehlet uns jenes fette Gras, wodurch die Pferde zu einer vorzüglichen Größe hinaufwachsen. Bey aller unserer Wirthschaftsklugheit, begehen wir doch einen unvergeblichen Fehler, daß wir an den Ackerbau alle, an den Wiesenbau aber, keine Mühe verwenden. Unser Himmelsstrich verlangt schon eine größere Cultur der Wiesen. Weil unser Winter weit länger, als in den wärmern Weltgegenden ist, so sollten wir auch desto sorgfältiger auf die Vermehrung, des Winterfutters bedacht seyn. Es können sich nur wenige Gütter rühmen, einen fetten Wiesengrund zu haben. Auch der beste Grasboden, wird durch die Länge der Zeit fest und hart. Die Graswurzeln werden gepreßt, daß das Gras nur klein und mühsam hervordringen kann. Wächst auch hohes Gras, so faulet es im Herbst, und erstickt durch die Länge der Zeit den Keim
des



des Grases, welcher nothwendig außfaulen, oder versauren muß.

Wir füttern unser Vieh größtentheils mit dem sauren und harten Gras der Moräste. Kann solches wohl die gehörige Nahrung und Stärke geben? Können wir wohl glauben, daß das Wachsthum dadurch befördert werde. Ist es bey uns gar nicht möglich, auch nur einigen Fleiß, auf die Verbesserung der Wiesen anzuwenden, welcher sich weiter als auf Grabenziehen erstreckt. Die Engländer zeigen uns durch ihr Beyspiel, daß es möglich ist, Felder in Wiesen, und Wiesen in Felder zu verwandeln. Solten wir nicht so viel Zeit entübrigen, und den harten Wiesengrund durch Pflügen lockerer, und durch das Säen mit gutem Grassaamen verbessern können? Solten wir nicht gar durch einen klugen Ueberschlag etwas von der Düngung, welche wir auf unsern weitläufigen Feldern verschwenden, ersparen, und den magern Wiesen mittheilen können? Doch ich weiß, daß dieser Vorschlag nach unserm heutigen ökonomischen System noch zu frühe ist, und vielen lächerlich, oder gar unmöglich scheinen wird.

Wie

Wie leicht wäre es aber nicht, Versuche im kleinen zu machen; vielleicht würde uns der augenscheinliche Vortheil reizen, solchen auch im größern zu bewerkstelligen. Ich weiß zwar, daß diese Regeln nicht allgemein in Ausübung können gebracht werden, daß die Natur verschiedener Wiesengründe durch solche Verbesserungsversuche eher würden verdorben, als verbessert werden. Ein jeder Landwirth muß seine Felder durch Proben untersuchen, dann weiß er erst, ob die Regeln, welche in ökonomischen Büchern als untrüglich gerühmet werden, auch im einzeln bewährt sind. Wir verlieren durch kleine Versuche nicht viel, sondern vermehren vielmehr dadurch unsere Erkenntniß, die desto nothwendiger ist, weil sie sich auf die Verbesserung unseres Eigenthums erstrecket. Von den künstlichen Düngungen will ich jetzt nicht einmal gedenken, vielleicht können sie in wärmern Ländern weit glücklicher, als bey uns angebracht werden, vielleicht erfordert ihre Anwendung mehrere Regeln der Behutsamkeit, welche wir nicht anders, als durch die Erfahrung bestimmen können. Ich habe diesen Punkt etwas weitläufig beschreiben müssen, weil er bey der Anlage ei-



ner Stuterey ganz nothwendig ist. Ich glaube nicht, daß wir hierinn unsern Zweck völlig erreichen werden, so lange wir nicht darauf bedacht sind, unsere Pferde in fetterm Grase zu weiden, und mit nahrsamern Heu zu füttern.

Wie viele Einwürffe sehe ich nicht wider mich auftreten. Werden nicht viele einwenden, daß wir auch ehemals gute Pferde bey schlechterm Grase und Heu erzogen haben? Werden sie nicht die Unmöglichkeit vorschützen, an die Verbesserung des Wiesenbaues zu gedenken, da uns die Witterung kaum so viel Zeit vergönnet, den Acker gehörig zu bearbeiten. Mein Zweck erlaubt mir nicht, mich in die Widerlegung aller solcher Einwürffe einzulassen. Ich läugne nicht die Möglichkeit, auch bey einer mäßigen Weide gute Pferde zu erziehen. Wir müssen aber auch dieses mit in Erwägung ziehen, daß unsere Weide durch die große Ausdehnung des Ackers recht merklich ist verringert worden, daß unser Vieh jetzt in einem weitem Umfange, und sparsamer, seine Nahrung suchen muß, und daß manche zu Wiesen dienliche Gegenden in Kornfelder sind

sind verwardelt worden. Wir sind dadurch mehr als unsere Vorfahren verpflichtet, auch auf die Erweiterung der Wiesen zu gedenken. Wie viel verlieren wir auch, wenn wir Versuche machen, die uns weder Zeit noch Kosten rauben, die vielmehr zu glücklichen Entdeckungen Anlaß geben können. Wir werden in solchen Unternehmungen unsere Absicht auf einem kürzern Wege, und mit Ersparung vieler Mühe und Arbeit erreichen, wenn wir die Erfahrungen der Bauern zuvor überlegten. Diese sind in vielen Wirthschafts-Vorfällen weit weiser und klüger als diejenigen, welche ganze Systemen von der Wirthschafts-Kunst schreiben. Ist nicht mancher, der viele ökonomische Bücher gelesen hat, durch den Rath seiner Bauern klüger, als durch jene, gemacht worden. Es gilt dieser Satz zwar nicht allgemein, er wird aber selten, (was die Untersuchung der Natur des Ackers betrifft) fehlslagen. Wer kann sie wohl richtiger, als solche Leute kennen, die von Jugend auf seine Wirkung beobachtet haben?

Bey einer Stuterey werden Leute zur
Pflege und Wartung erfordert. Hier zeigt
B 2 sich



sich eine neue Schwierigkeit, die unter die wichtigsten kann gesetzt werden. Können wir nicht solche wählen, die einen natürlichen Trieb und Neigung zu den Pferden haben, so können wir uns wenig Glück in der Pferde;ucht versprechen. Wir treffen unter den Erbleuten selten solche an, die nüchtern und fleißig in der Wartung sind. Sind sie auch gleich von guter Art, so werden sie leicht von andern Hofes-Leuten, ihren Wittbrüdern, verführet, oder sind sie in ihrer Pflicht getreu, so müssen sie dagegen den Haß und die Verfolgung ihrer Cammeraden erdulden. Auch die unermüdete Wachtsamkeit des Herrn, kann durch treulose Leute hintergangen werden. Viele haben den Versuch mit deutschen Leuten gemacht, welche selten glücklich gewesen sind. Man hat verschiedene Gründe, sich von diesen bessere und genauere Dienste zu versprechen. Die Erfahrung bestätigt es aber nicht allemal. Es sind oft die besten Leute, wenn sie nach Liefland kommen, allein kaum haben sie das Land kennen gelernet, so erwacht bey ihnen ein Stolz, welcher eine Nachlässigkeit in ihrem Dienste würket. Viel leicht ist dieser Stolz eine natürliche Folge
unse-

unserer Begegnung. Wir ehren sie als Leute von einem etwas höhern Stande, als unsere Unterthanen. Ein solcher Mensch fodert es auch als ein Recht. Er siehet sich selbst einen Grad erhöheter als in seinem Vaterlande, wo er mit seines gleichen umgeben war. Hier erblickt er Leibeigene, so gleich wird der Gedanke bey ihm rege, daß sein Schicksal gleichsam in eine Art des Herrenstandes ist verwandelt worden. Er bezieht andern, da er selbst zum Dienste gedungen ist. Die Landes-Gesetze geben überdem diesen Leuten das Recht, ihre Herren bey Gerichte zu verklagen, und wegen zugefügter Beleidigung eine gerichtliche Genugthuung zu fodern. In solche Verlegenheit sehen wir uns bey dem Dienste der Deutschen gesetzet. Ich zweifle auch, ob bey der gegenwärtigen Verfassung eine glückliche Aenderung könne getroffen werden. Ich weiß hier kein besseres Mittel in Vorschlag zu bringen, als daß wir unter den Unterthanen treue und nüchterne Leute aussuchen, solchen jährlich einen Gehalt und bessere Kleidungen als andern Hofleuten geben möchten. Diese würden sich vor andern bestreben, ihr Amt genau zu verwal-



ten. Bey einer mißgelungenen Wahl, haben wir allemal das Recht, sie ihrer Vorzüge wieder zu berauben. Bald hätte ich vergessen zu erinnern, daß ein jeder, der eine Stuterey anlegen will, auch selbst eine natürliche Neigung dazu haben müsse. Es ist natürlich, daß durch die Nachlässigkeit des Herrn, der treuste Diener gleichfalls zur Nachlässigkeit gereizet wird.

Es ist aber nicht genug freye Leute zur Pflege und Wartung der Pferde zu haben, es werden auch solche erfordert, welche die Krankheiten und Fehler dieser Thiere kennen und zu heilen wissen. Auch in diesem Stück sehen wir uns in Verlegenheit gesetzt. Wie selten sind die Leute, welche solche Krankheiten gründlich und mit wenigen Kosten zu heilen wissen. Das beste Pferd gehet dadurch verlohren, weil man seinen Fehler nicht recht einsiehet, und gleich im Anfange mit dienlichen Mitteln zu heben weiß. Die Curen der Pferdeärzte sind insgemein zu theuer und künstlich, daß man ein schadhaftes Thier beynahe von ihnen erkaufen muß.

Wolte ich den Gedanken von der Stuterer noch höher treiben, so foderte ich auch solche Leute, welche die jungen Pferde gehörig reiten, und wenn sie auch nicht völlig Schulmäßig, doch zum wenigsten zum bequemen gewöhnlichen Gebrauch, (welches man à la Campagne nennet) könnten tüchtig gemacht werden. Ein Pferd, welches durch einen geübten Reuter ist beritten gemacht, erscheinet in seiner Stellung weit schöner als ein anderes, an welchem man die Natur allein erblickt. Wir geben dadurch dem Pferde einen größern Werth, und einen Vorzug vor andern, die nicht regelmäßig sind angeführet worden.

Ich will annehmen, daß die Anlage unserer Stuterer auch den glücklichsten Fortgang hätte, daß alle unangenehme Fälle von derselben entfernet wären; so zeigt sich dem ohngeachtet noch eine wichtige Hinderniß, die uns in der Fortsetzung derselben kleinmüthig machen kann. Wo finden sich die Käufer solcher theuren Pferde? Wir müssen sie theuer verkauffen, wenn wir die Kosten rechnen, welche die Erziehung derselben beträgt, ehe sie zu den Jahren gelangen, da



sie brauchbar sind. Wir sind gewohnt, nicht allein zum täglichen Gebrauch, sondern auch sogar zum Reiten und vor den Kutschen uns der kleinen Kläpper zu bedienen, welche uns eben die Dienste als die größern Pferde leisten; weil auf unsern gebahnten Wegen, die nach der Anordnung einer rühmlichen Polizey alle Jahre müssen gebessert werden, die kleinen eben so schnell ihre Last fortziehen können. Verliehren wir auch eins von diesen, so ist der Schade doch nicht so wichtig, als wenn er ein größeres betreffen möchte.

Erwägen wir also alle Umstände genau, so finden wir wenig Gründe, jemanden eine Stuterey anzurathen; es möchte denn seyn, daß die Lage eines Gutheß und eine vorzügliche Weide uns viele Beschwerden erleichtern könnten, oder daß ein besonderer Trieb und eine natürliche Neigung zu den Pferden uns hiezu antreiben möchte, und daß die verschiedenen Beyspiele unglücklich versuchten Stutereyen nicht vermögend wären uns abzuschrecken. Verschiedene sind auf den Einfall gerathen, eine Stuterey mit besondern Vortheil zu errichten. Die Bearbeitung
der

der weitläufigen Felder den Unterthanen zu erleichtern, lassen verschiedene Besitzer der Güther den Acker mit Hofes Pferden eggen. Sie unterhalten zu diesem Endzweck Stuten, und haben dabey den Vortheil, daß sie noch überdem junge Pferde ziehen. Wider eine solche sparsam erjonnene Stuterey finde ich nichts einzuwenden; nur diesen Vorschlag möchte ich hiebey anfügen, daß man eine bessere Wahl der Stuten dabey treffen möchte.

Die Ordnung der Gedanken leitet mich auf den Punkt, welcher die Bescheller und Stutten betrifft: Der Bescheller ist nach dem einstimmigen Zeugniß aller Pferdekennner das wichtigste Thier in einer Stuterey. Man hat also Ursache in der Wahl desselben vorsichtig zu seyn. Es würde diese sehr leicht können getroffen werden, wenn man aus dem äußern Ansehen seine Fähigkeiten, gute und schöne Füllen zu zeugen, erkennen könnte. Wir finden aber sehr oft, daß von einem schönen Bescheller doch schlechte Füllen fallen. Die Erfahrung zeigt im Gegentheil, daß oft von einem, dem Ansehen nach übel gebauten, die besten Füllen gezogen

B 5

wer.



werden. Worinn ist der Grund anders als in dem Geschlechte, oder in den Voreltern des Beschellers zu suchen. Die Tugenden arten in diesem Fall auf die Väter zurück. Ist auch gleich der Hengst unansehnlich oder gar heftlich, so darf uns dieses nicht abschrecken, ihn zu unserer Pferdeucht zu wählen, wenn wir nur gewiß wissen, daß sein Vater, Groß- oder Aeltervater ein braves Pferd gewesen ist. Die Erfahrung hat diese Folge unzähligemal bestätigt, daß wir an ihrer Gewißheit nicht zweifeln dürfen. Wie oft siehet man nicht, daß von braunen Stuten und Beschellern schwarze Füllen fallen, oder daß von schwarzen Fuchse erzeugt werden. Bey der Untersuchung wird man insgemein finden, daß der Vater oder Großvater des Beschellers eine solche Farbe gehabt habe. In großen Stutereyen werden daher die Beschellregister gehalten, damit man genau die Abkunft eines Pferdes wissen könne. Die wenigsten haben inzwischen Gelegenheit einen Bescheller von guter Art aus den Stutereyen zu erhalten. Man muß sich also an solchen Merkmalen halten, die nicht mit solcher Gewißheit als jene verbunden sind. Ich empfehle hier drey Hauptstücke, welche
man

man bey einer solchen Wahl zu beobachten hat. Ehe man ein solches Pferd kauft, muß man sich erkundigen, ob schon Füllen von ihm vorhanden sind, wie sie gebaut, und was man sich künftig von ihren Tugenden zu versprechen hat. Sind diese Zeugen ohne Tadel, so können wir desto sicherer hoffen, unsern Wunsch zu erreichen. Einen Hengst von dessen Erzeugung man keine Proben gesehen hat, oder dessen Abkunft ungewiß ist, mit augenscheinlichen Fehlern, welche man Erbfehler nennet, zu kaufen, muß ich einem jeden widerrathen. Unter solche Fehler rechne ich, wenn er große und weit von einander abstehende Ohren, einen großen Kopf, einen schmalen Hals, oder einen Speckhals hat, schmal von Brust und Kreuz, grob von Schenkeln, und in den Seiten nicht gehörig geschlossen ist. Er muß rein von Füßen, keine Stollschwämme, keine Gallen haben. Die Hufen müssen ihre gehörige Form haben, nicht platt, nicht zwanghüftig, und ohne Hornflusten seyn. Sie müssen schwarz, nicht weiß, nicht streifigt seyn, weil alle solche Fehler insgemein erblich sind. Das Alter eines Beschellers ist ein wichtiger Punkt, und weit wichtiger, als viele sich einbilden. Ein solches



cheß Thier muß nicht zu jung, auch nicht zu
 alt seyn. Er ist zu jung, wenn er unter drey
 Jahren zum Belegen gebraucht wird; und
 zu alt, wenn er mehr als vierzehn Jahre er-
 reicht hat. Sie können zwar früher und auch
 später zur Fortpflanzung gebraucht werden,
 es kommen auch Füllen zum Vorschein; al-
 lein es ist leicht zu erachten, daß sie nicht von
 der Güte seyn können, als wenn der Be-
 scheller sich im gehörigen Alter befindet. Die
 Natur beobachtet hierinn ihre Gesetze genau,
 sie macht darinn selten eine Ausnahme, viel-
 weniger können wir sie nach unsern Eigensinn
 und Vorurtheilen zwingen. Sie hat gewisse
 Jahre zum Wachsthum und zur Stärke eines
 Körpers festgesetzt. Strengen wir also die
 Nerven eines Thieres zu früh an, entziehen
 wir ihm schon in einem zarten Alter den Ner-
 venfaß, oder das geistige des Geblütes, so
 rauben wir ihm zugleich die gehörige Festig-
 keit des Körpers, wir schwächen seine Ner-
 ven, Sehnen und Muskeln zu früh, wir ver-
 hindern seinen Wachsthum, entziehen ihm
 zugleich einen Theil seines natürlichen Feuers,
 wovon die Folgen sich auf die ganze Lebens-
 zeit beziehen. Selbst der Saame erlangt
 nur in gewissen Jahren seinen Geist und
 Rei-

Reife. Diese Jahre können wir nicht durch die Kunst beschleunigen. Man erwäge also, ob von einem unreifen Saamen Thiere von gehöriger Stärke können erzeugt werden. Der Muth, den man bey ihnen in der Jugend siehet, kann sich nur auf kurze Jahre erhalten. Das Feuer, was in diesem Alter hervorblüht, verlöscht ehe sie noch zu den Jahren des völligen Wachsthum gelangen. Durch eine gute Pflege können wir noch den Muth einigermassen erhalten, daß wir den Fehler bey kurzen Reisen nicht so deutlich gewahr werden, allein bey anhaltenden Arbeiten leuchtet der Unterscheid desto stärker in die Augen.

Hat ein Thier schon ein gewisses Alter erreicht, so nehmen die Kräfte wieder ab, das Feuer verrauchet, das Blut wird fester in seiner Mischung, es enthält nicht mehr eine solche Menge geistiger Theile, welche die Nahrung aller Kräfte sind. Die Sehnen sind nicht mehr so geschmeidig, die zarten Absonderungs-Gefäße werden dicker, der Nahrungsaft wird grober, der Nervensaft, und die mit ihm verwandten Feuchtigkeiten werden nicht mehr so häufig abgeschieden, sie sind
nicht



nicht so subtil und feurig. Alles dieses erfolgt desto eher, jemehr die Nerven eines Thieres sind angestrenget worden, je öfter die Lebensgeister und der Saame, der mit demselben in genauer Verwandtschaft stehet, ist erschöpft worden. Können wir nicht sicher schließen, daß einem Bescheller ein gleiches Schicksal betreffen müsse, wenn er sich in einem ähnlichen Verhältniß befindet. Je stärker wir ihn zur Fortpflanzung gebrauchen, desto früher machen wir ihn zu diesem Geschäfte untüchtig. Jemehr wir ihn hierinn schonen, desto später kann er seine Dienste verrichten. Nach unzähligen Erfahrungen scheint das 14te Jahr das allgemelne Ziel zu seyn, in welchem die natürliche Tüchtigkeit, und das Erzeugungsf Feuer verlöscht. Die Funken welche noch nach diesem Ziel lodern, sind schon zur Fortpflanzung zu matt. Bey einigen Pferden trifft dieses Ziel noch einige Jahre früher ein, wenn sie nicht gehörig sind gepfleget, und zugleich über Vermögen angegriffen worden. Selbst die Abkömmlinge verrathen die Schwäche ihres Vaters. Sie zeigen schon in der Jugend ein mattes Feuer, die Züge um den Kopf, bilden schon ein gewisses Alter ab. Die Höhle
über

über den Augen, die trüben Augen, der gebogene Rücken, die schwankenden Füße, sind Zeugen von der Abkunft eines durch Alter entkräfteten Vaters. Wie vieles können wir uns von solchen elenden Geschöpfen versprechen, wie wenige Jahre werden sie uns durch ihre Dienste nützlich seyn, wir werden vieles an ihren Unterhalt verwenden müssen, und doch von den Diensten keine zureichende Belohnung erwarten dürfen.

Es entstehet hiebei die Frage: wie viel Stuten man einem Bescheller ohne Schwächung seiner Kräfte zum Belegen verstatten könne? Die Meinungen sind hierüber sehr verschieden. Der Unterscheid beruhet darauf, ob wir geizig verfahren, und von einem guten Bescheller viele Füllen in kurzer Zeit ziehen wollen. In dieser Absicht können wir ihm acht bis neun erlauben. Wir müssen aber nicht glauben, daß alle Füllen von gleicher Eigenschaft seyn werden, und daß wir den Bescheller lange werden nützen können. Ihm also bald zu Grunde richten, schwache Füllen zu ziehen, können wir ihm so viele Stuten geben, als er zu bestreiten im Stande ist. Wollen wir aber auf dauerhafte Pferde
sehen,



sehen, wollen wir einen vorzüglichen Beschel-
 ler mehrere Jahre nützen, so sind sechs Stu-
 ten vor ihm hinlänglich. Er behält dabey
 seine natürlichen Kräfte, und sein Feuer,
 welches die Natur zur Erzeugung starker und
 dauerhafter Pferde erfordert. Ich darf mich
 über diesen Punkt nicht deutlicher ausdrücken.
 Ein jeder, welcher dasjenige nur einigerma-
 ßen einsiehet, was die Natur des thierischen
 Erzeugungs-Geschäfte erfordert, wird den
 Grund und Zusammenhang der Ursachen
 leicht errathen können. Die Erfahrung be-
 stimmt überdem alle Regeln weit genauer,
 als die bloße Theorie der Naturlehre. Sie
 mißt die Kräfte thierischer Körper weit ge-
 nauer ab, als der Meßkünstler, der solche
 nach einem a, b, x und u auszurechnen weiß.
 Ich gebe willig zu, daß die Natur in eini-
 gen Pferden eine größere Erzeugungskraft
 geleet habe, daß einige Thiere andere über-
 treffen können. Nach welchen können wir
 aber dieses genau beurtheilen? Kann uns
 nicht leicht der Schein einer feurigen Naturbe-
 trügen? Ist es nicht also der Klugheit gemäß,
 dem Leitfaden der Erfahrung zu folgen,
 ob es sich ungewissen Fällen auszusehen.
 Das Wachsthum welches bey jungen Pfer-
 den

den sowol dadurch verhindert wird, wenn sie von alten Beschellern gefallen sind, oder von einem solchen, der durch die Menge der Stuten entkräftet ist, können wir zwar dem äusserlichen Ansehen nach, durch eine gute Pflege ersetzen; allein den Thieren die Stärke der feinsten Fäserchen, einen geistigen Nervensaft, ein feuriges Blut, starke Sehnen, Muskeln und Adern zu geben, dies können wir auch durch alle Kunst der Nahrungsmittel nicht zuwege bringen. Seine Größe zu erhöhen, seinen Körper mit Fleisch und Fett zu füllen, dies allein kann durch ein nahrhaftes Futter bewerkstelliget werden; allein ein Thier kann immer stark am Fleisch und gleichsam gemästet seyn, so kann es ihm doch an geistigen und wohlgemischtem Nervensaft fehlen, ohne welchen keine dauerhafte Stärke kann hervorgebracht werden. Man wird meine Meynung deutlicher verstehen, wenn man den Unterscheid zwischen einem starken und fetten Pferde zur Entscheidung festsetzet, wenn beyde zu gleicher Arbeit gebraucht werden. Untersuchen wir auch den Ursprung schwacher Pferde, so werden wir finden, daß sie insgemein von alten oder schwachen Beschellern entsprossen sind.



Wir wollen jetzt unsere Aufmerksamkeit auf die Stuten wenden, und die Eigenschaften erwägen, welche eine gute Stute besitzen muß. Es gilt von ihnen eben das, was ich vorher von dem Bescheller behauptet habe. Eine Stute muß gleichfalls weder zu jung noch zu alt seyn. Es finden hier eben die Ursachen statt, welche ich oben angeführet habe. Sie ist zu jung, wenn sie vor dem dritten, und zu alt, wenn sie nach dem zwölften Jahre belegt wird. Wird sie zu frühe trüchtig, so wird ihr Wachsthum dadurch gehindert; sie wird vor der Zeit geschwächt. Der Körper hat alsdenn noch nicht die gehörige Festigkeit, das Blut noch nicht diejenige Mischung, welche zur Nahrung einer dauerhaften Frucht erfordert wird. Die erste Anlage eines solchen Füllen ist zu schlaf, das Gewebe des zarten Körpers gleichsam locker. Ist die erste Grundlage zu schwach, wie kann wohl ein dauerhaftes Gebäude daraus entstehen? Ist sie zu alt, so fehlet es der Frucht an zureichenden Nahrungsmitteln. Das Blut eines alten Thieres ist gröber, es mangelt ihm ein Theil derjenigen feurigen Bestandtheile, welche zur Bildung einer dauerhaften Frucht erfordert werden. Was kann dar-

Daraus anders, als ein schwaches und elendes Geschöpfe erfolgen. Die Erfahrung zeigt den Beweis dieser Wahrheit mehr als zu deutlich. Man kann schon aus dem bloßen Anschauen ein Pferd erkennen, welches von einer alten Mutter gefallen ist. Man entdeckt bey ihm eben die Merkmale, welche ich bey den Füllen beschrieben habe, die von einem alten Bescheller abstammen. Sie sind auf ihre ganze Lebenszeit elende, weichliche und kraftlose Thiere.

Es ist aber nicht allein das Alter, welches man bey der Wahl der Stuten zu beobachten hat, sondern man muß auch zugleich auf das Gebäude, und die übrigen Eigenschaften sehen. Ein jeder Pferdkenner weiß, daß es viele Stuten giebt, welche Füllen zur Welt bringen, die ihnen völlig ähnlich sind, oder wie man zu reden pflegt, die ganz nach sich werfen. In wohleingerichteten Stutenreihen, werden dergleichen Stuten nicht leicht geduldet, sondern man wählet vielmehr solche, deren Füllen nach dem Bescheller arten. Man kann also von heßlichen Stuten keine schöne Pferde mit Gewißheit erwarten. Viele irren sich hierinn, und sind in der Wahl der



Stuten gleichgültig, weil sie glauben, daß auf dem Bescheller die Hauptsache beruhe: allein wir finden, daß bey vielen Stuten die Füllen der Mutter so ähnlich sind, wie ein Ey dem andern. Artet auch gleich das Füllen nicht völlig der Mutter nach, so nimmt es doch immer etwas von ihrer Natur an. Wie kann dieses auch natürlicher Weise anders seyn, da es ein ganzes Jahr von dem Blut der Mutter genähret wird. Die Thiere haben es mit dem Menschen gemein, daß die Eigenschaften der Eltern sich auf die Jungen fortpflanzen. Bey Pferden hat man unzähligemal wahrgenommen, daß schon in den Füllen der Grund von den bösen Eigenschaften der Mütter gelegt sey. Ist die Stute stetisch, tückisch, böshaft, so wird man insgemein finden, daß das Füllen gleichfalls dazu geneigt sey.

Ich will hier einen Nebengedanken von den bösen Eigenschaften der Pferde einrücken. Nach meinen Einsichten ist die Schuld von den Tücken und Böshheit der Pferde, nicht den Pferden an und vor sich, sondern vielmehr denenjenigen zuzuschreiben, die mit ihnen umgehen. Wir kennen die
 Na

Natur dieser Thiere noch lange nicht deutlich genug, vielweniger sind sie solchen unwissenden Leuten bekannt, denen wir die Aufsicht darüber anvertrauen. Sie haben wie die Menschen, verschiedene Temperamente. Einige sind von Natur träger als andere. Diese werden auch durch eine ungeschickte Begegnung nicht leicht verdorben. Man kann mit ihnen hart umgehen, ohne sie widerspenstig zu machen. Andere sind von lebhaftem und gleichsam aufgeräumten Naturell, sie sind dabey gelehrig. Mit solchen muß man schon mit mehrerer Vernunft umgehen, sie gewöhnen sich aber leichter als jene an, Ausschweifungen zu begehen; sie können aber auch leichter auf eine vernünftige Art in Ordnung gebracht werden. Man findet unter ihnen eine dritte Gattung, nemlich solche, die von Natur ein hitziges und feuriges Temperament verrathen. Solche zu ziehen, wird die meiste Klugheit und Behutsamkeit erfordert. Sie sind zugleich muthige und brave Thiere. Gerathen solche unter die Hände strenger und unerfahrner Leute, die von dem Vorurtheil eingenommen sind, daß die Schläge das einzige Mittel der Verbesserung seyn; so werden sie insgemein dadurch so böshaft und



widerspenstig gemacht, daß man sie fast niemals wieder in die gehörige Ordnung bringen kann. Wer sich die Mühe nehmen will, dergleichen Pferde genauer zu untersuchen, der wird insgemein finden, daß sie ein feuriges Naturell haben. Wir solten die Thiere niemals als Thiere allein betrachten, sondern sie allemal als solche Geschöpfe ansehen, bey welchen man Spuren der Vernunft, oder viel vernunftmäßiges erblickt. Feurige Pferde sehen die Schläge als Beleidigungen an, und suchen sich gegen denjenigen der sie beleidiget, zu rächen. Können sie auch ihren Zweck nicht erreichen, so nimmt ihre Bosheit dagegen desto stärker zu. Mislingt ihnen ihr Vorsatz einigemal, so bleibt doch immer der Eigensinn in ihnen verborgen. Sie machen oft nach langen Zeiten, da der Mensch es schon vergessen hat, neue Versuche ihren Eigensinn zu behaupten. Ich habe auf den Reitschulen Gelegenheit gehabt, die unbezwingliche Bosheit solcher Pferde zu bewundern. Sehen sie endlich die überlegene Stärke ihres Reuters ein, so geben sie zwar nach, sobald sie aber einen andern merken, den sie schwächer beurtheilen, bricht die versteckte Bosheit aufs neue schnell hervor. Man ent-

entdeckt an solchen Thieren, wie die guten und bösen Eigenschaften einander die Wage halten. Sie sind feurig, und bey der schwersten Arbeit unermüdet, sie strengen freywillig die letzten Kräfte zum Dienste ihres Herrn an; werden sie aber auch durch ein hartes Betragen zur Bosheit gereizet, so ist es im Gegentheile unendlich schwer, dieselbe bey ihnen völlig zu bekämpfen. Einige Pferde sind gar so empfindlich, daß das geringste Versehen zum Eigensinn Anlaß geben kann. Die russischen Pferde sind wegen ihrer Tücke überall bekannt. Es ist aber auch ganz natürlich, daß sie widerspenstig werden müssen. Die Pferde werden mehrentheils wild gefangen, zahm gemacht, und zur Arbeit gebraucht. Sie sind also schon zu sehr an Freyheit gewohnt, der Zwang ist ihnen desto unerträglicher. Die Schläge, wodurch man ihren Eigensinn bezwingen will, ziehen unverbeserliche Tücke nach sich. Es giebt noch eine vierte Gattung, die ein melancholisches Temperament haben. Diese sind die allerhartnäckigsten, wenn sie einmal unbändig gemacht sind. Die hitzigen Pferde können doch noch durch einige Mittel zum Gehorsam gebracht werden, die melancholischen dagegen



sind weder durch Zwang noch durch Güte zu lenken. Sie gerathen in einen stillen Roller, der bey den feurigen Pferden in einen rasenden ausbricht. Will also jemand Pferde zum Gebrauch tüchtig machen, so ist vor allen Dingen nöthig, ihre Natur zuvor kennen zu lernen, und sie nach dieser Beschaffenheit zu ziehen.

Ich kehre nach dieser kleinen Abweichung zu meiner Hauptmaterie zurück. Die Art und Weise des Belegens ist eine der wichtigsten Stücke in der Pferdezucht. Die Meynungen der Pferdekenner theilen sich hier in zwey Theile. Einige meynen, daß das Belegen auß der Hand, oder an dem Seile die beste Art sey, andere hingegen behaupten, daß das freye Beschellen im Felde der ersten vorzuziehen sey. Wir wollen uns in solchem wichtigen Punkte als unpartheyische Beurtheiler verhalten, und die beyderseitigen Gründe in ihrer natürlichen Verhältniß erwägen. Ein Bescheller der beständig auf dem Stall stehet, wird dadurch geschonet, indem er nur da gebraucht wird, wo wir es haben wollen; im Felde hingegen wird er eher entkräftet, und insgemein auf eine un-
nütze

nütze Weise, wenn er und die Stuten sehr feurig sind. Er verschwendet an einer mehrere Kräfte als bey andern, er wird überdem leicht von den Stuten beschädiget. Vor allen solchen Fällen ist ein Hengst der auf den Stall beständig unterhalten wird, gesichert. So wichtig diese Gründe zu seyn scheinen, so spricht doch die Natur vor das freye Beschellen. Ein jeder der die Natur der Thiere auch nur in der Oberfläche kennt, wird wissen, daß die Thiere eben so wie die Menschen geheime Neigungen gegen einander haben. Sie paaren sich nach ihrer freyen Neigung, und ohne diese geschiehet freywillicher Weise keine Begattung. Wir zweifeln wohl, daß dieses nicht das vornehmste Stück einer glücklichen Fortpflanzung sey. Muß nicht ein solches Geschöpfe, welches aus einer beyderseitigen feurigen Brunst entsprossen ist, auch natürlicher Weise mehrere Stärke und Mutterkeit als ein anderes besitzen, welches durch einen mechanischen Zwang zur Wirklichkeit kommt. Hierinn ist also das Belegen aus der Hand zu tadeln, weil selten eine wahre Neigung dabey statt findet, sondern weiter nichts als die Empfindung. Bey einer freyen Beschellung, wo mehr als ein



Bescheller unter den Stuten ist, wird man allemal beobachten, daß ein Hengst einigen Stuten stärker als andern nachhänget. Bey den Stuten wird man gleichfalls gewahr, wie sie einen Bescheller mehr als den andern reizen. Solche eingepflanzten Triebe der Natur müssen wir durch keinen Zwang unterdrücken. Die Erfahrung tritt hier ganz auf die Seite der Natur. Man wird allemal finden, daß frey erzeugte Pferde, stärker, rascher auch größer sind, als solche, die durch das Belegen am Seile entstanden sind. Die freye Bewegung ist einem Bescheller weit heilsamer, als wenn er als ein Gefangener beständig auf dem Stall gehalten, oder nur hereingeführet wird. Das Blut kommt bey dem herumlaufen in eine stärkere Wallung, der Trieb zur Fortpflanzung wird feuriger. Er wird zwar mehr abgemattet, er ersetzt aber, wofern er nur nicht alt und entkräftet ist, die verlohrenen Kräfte in kurzer Zeit.

Von der Beschellung wende ich mich zu dem Verhalten welches mit trächtigen Stuten zu beobachten ist. Ein eingewurzelttes Vorurtheil und eine verjährete Gewohnheit hat

hat diese Geschöpfe in der ganzen Zeit, in welcher sie tragen, zu einem elenden Futter verordnet. Eine trächtige Stute wird bey uns in den Viehgarten oder Fahland verwiesen, wo ihre vornehmste Nahrung in Heu bestehet, und demjenigen Futter, welches sie aus dem Mist hervorzücht. Ihr Unterhalt wird ihr aus einer weisen Vorsorge so sparsam zugemessen, daß sie nur das Leben davon unterhalten kann. Man legt hiebey den falschen Wahn zum Grunde, daß es dem künftigen Füllen weit heilsamer sey, daß es den Kropf, und andere gewöhnliche Zufälle weit leichter überstehen, und daß die Stute das Füllen bey der beständigen Bewegung weit leichter werfen könne. Wider den letzten Satz habe ich nichts, wider den ersten aber sehr wichtige Gründe einzuwenden.

Es wird doch keiner leugnen, daß das Füllen, so lange es im Mutterleibe ist, seine einzige Nahrung von dem Blut und Säften der Mutter erhält. Bekommt nun die Mutter selbst durch ein mageres und sparsames Futter nicht einmal zureichende Nahrung: wie kann sie also dem Füllen so viel mittheilen, als zu seinem völligen Wachsthum, und



zu einer festen Anlage seines Körpers erfordert wird! Ein fettes und geistiges Blut der Mutter, macht die Frucht groß und stark, es drückt schon in die ersten Fäserchen eine gewisse Kraft ein, die auf die künftige Folge des Lebens dem Thiere niemals völlig entzissen wird. Auf die erste Ausdehnung der zarten Glieder gründet sich das künftige Wachsthum. Sind hier nicht gnungsame nährende Säfte vorhanden, so kann nach dem Lauf der Natur nichts gewissers erfolgen, als daß die Füllen elend, matt und kleiner seyn müssen, da sie bey einem bessern Futter größer hätten werden können. Die Sparsamkeit ist wohl der Hauptgrund von dem magern Unterhalt der trächtigen Stuten. Ich weiß aber nicht, ob es eine vernünftige Sparsamkeit könne genennet werden, wenn ich mit einem nahrhaften Futter ein weit besseres Füllen erkaufen kann, da ich jetzt mit einem schlechtern zufrieden seyn muß. Wir können versichert seyn, daß eine gut gefütterte tragende Stute unsere Freygebigkeit allemal mit einem guten Füllen belohnen werde. Es werden viele glauben, daß diese Gedanken nur in den vier Wänden eines Zimmers ausgebrütet wären, und in
 der



der Erfahrung keinen Grund hätten; ich kann aber versichern, daß sie mehr als durch eine Probe sind richtig befunden worden. Wolten wir auch alle Grundregeln der Natur hiebey nicht in Erwägung ziehen, wolten viele auch glauben, daß meine Sätze nur leere Gedanken wären, so könnte ich leicht, wenn es mir erlaubt wäre, den Namen eines gewissen Herrn nennen, dessen vieljährige Erfahrungen diese Wahrheiten untrüglich bestätigt haben. Dieser hat jederzeit vorzüglich große Pferde in einer Stuterey gehabt, daß alle übrigen die Ursachen solcher großen Zucht nicht haben einsehen können, obgleich seine Bescheller und Stuten nur von einer mittelmäßigen Größe gewesen sind.

Es ist der Mühe werth, eine Beschreibung von der Pferdezucht dieses großen Pferdekenners einzurücken, weil man viele nützliche Lehren daraus ziehen kann. Er richtet seine Pferdezucht nach der Hoffnung der Vortheile ein, die er von derselben mit Gewißheit erwartet. Man trifft bey ihm nur ein oder zwey junge Hengstfüllen an, von zwey bis vier Jahren und einige Stuten. Sobald er mehrere Pferde zu ziehen ent-

schloß



schlossen ist, kauft er mehrere Stuten, läßt die Hengstfüllen, wenn sie schon im dritten Jahre sind, mit den Stuten auf die Wiese gehen, aber nicht länger! bis vier Jahre, in welchem Alter alle Bescheller gelegt werden. Die Fortpflanzung wird durch die jüngern Hengstfüllen befördert. Hat ein Pferd bereits das dritte Jahr erreicht, so wird es beständig auf dem Stall gehalten, bis sich ein Liebhaber findet, der den verlangten Preis bezahlt. Die tragenden Pferde werden eben so, wie die andern mit Heu und Haber gefüttert. Vier oder sechs Wochen, ehe sie werffen sollen, werden sie in den Viehhof gebracht, daß sie daselbst frey herumlauffen können. Die Stuten nehmen zwar in dieser Zeit ab, sie bringen aber weit größere Füllen als andere, die beständig sich von Heu, Raff und Brandweins-Brähe haben nähren müssen.

Wir sehen hieraus, daß das Vorurtheil falsch sey, als wenn es gar nicht möglich wäre, solche große Pferde als die Ausländischen sind, zu ziehen. Eine nahrhafte Weide und gutes Futter, macht kleine Thiere groß, hingegen ein schlechtes Futter und
ma=

magere Weide, die größten, klein. Ob sie aber auch mit so vielen Vortheilen als bey den ausländischen verbunden seyn, ist eine andere Frage.

Ich muß noch von der Pflege der Füllen etwas gedenken. Es ist nicht genug, daß die Stute ein großes Füllen geliefert habe, sondern wir müssen auch darauf bedacht seyn, seinen Wachsthum durch nahrhaftes Futter zu unterhalten. Wir müssen hier nicht der tadelswürdigen Gewohnheit folgen, und die jungen Pferde in den ersten Jahren nur mit Heu allein in dem Stall unterhalten. Dieses kann wohl, wie ein jeder einsiehet, sehr wenig zum Wachsthum beytragen, noch die gehörigen Kräfte geben. Gutes Heu und Habermehl, sind die Nahrungsmittel solcher Pferde, die groß und stark werden sollen. Im dritten Jahre aber muß ihnen schon hartes Futter gegeben werden, damit der Körper fest und dauerhaft werden möge. Es ist thöricht, wenn man die Wachsthumsjahre vorbeystreichen läset, und die Naturkräfte eines Thieres alsdenn nicht gehörig unterstützet. Wir mögen nachher noch so viel Futter daran ver-



verwenden, so werden wir doch kein Wachsthum nicht über die gesetzten Jahre treiben können. In solchem Alter nehmen alle Thiere nur in der Dicke zu.

Wie viele werden hier nicht durch die Kosten, welche die Erziehung großer Pferde erfordert, abgeschreckt werden. Es ist zwar andern, daß hiezu ein etwas größerer Aufwand erfordert wird. Wir wenden ihn aber auch nicht vergebens an, da ein großes Pferd allemal theurer, als ein kleines bezahlt wird. In dem Futter ist der Unterscheid zwischen einem großen und kleinen Pferde nicht so wichtig, als viele meinen. Die wenigsten wünschen sich kleine Pferde, ein jeder wählet vielmehr solche, die größer und ansehnlicher sind. Sie zieren den Reiter und Wagen, mehr als die kleinen Klapper.

Auch in dem Legen der Hengstfüllen sind die Meynungen verschieden. Die meisten glauben, daß ein späteres castriren einen schönern und gewölbtern Hals zuwege bringe. Einige leugnen dieses, und behaupten, daß der Hals allemal bey einer guten Race seine gehörige Proportion haben müsse.

Ich

Ich bin ungewiß, welcher Meynung ich beytreten soll. Vielleicht habe ich Ursache mich für die erstere zu erklären, weil man doch siehet, daß ein Hengst insgemein einen stärckern Hals hat. Ob aber auch der Unterscheid statt findet, wenn ein Füllen, gleich in den ersten Tagen nach seiner Geburt castriret wird, weiß ich nicht zu behaupten. So viel ist aber gewiß, daß diese Art weit leichter, mit weniger Gefahr verknüpset, und daher einem jeden zu empfehlen ist. Das Vorurtheil, daß solche Pferde schwächer als andere werden, ist durch die Erfahrung widerleget. Bey dem Schluß dieser Materie will ich noch einige Anmerkungen hinzufügen, welche die Zuchtstuten betreffen, und den Liebhaber nicht unangenehm seyn werden.

Ich habe schon vorher gedacht, daß eine Zuchtstute ohne Hauptfehler seyn müsse. Der Leib muß etwas groß, die Ribben nicht platt, sondern mehr eine runde Erhabenheit haben. Man siehet auch in der Wahl dieser Pferde zugleich auf den Wirbel über den Augen. Je höher er über den Augen stehet, desto gewisser vermuthet man, daß sie große



Füllen werfen werde, je niedriger er stehet, desto kleinere.

Es ist einem Liebhaber guter Pferde oft viel daran gelegen, daß er weiß, ob die Stute trächtig sey oder nicht. Ich will hier ein Maas angeben, welches einem Geübten selten trügen wird. Man nimmt eine Schnur, ziehet sie unter dem Bauch, dicht hinter den Vorderfüßen durch, mißt in gerader Linie nach dem Wiederroß hinauf. Es muß aber das Maas recht genau genommen werden. Mit eben diesem Maas misset man die Stute auch hinten, indem man die Schnur unter dem Bauch gerade vor den Hinterfüßen durchziehet, gerade hinauf nach dem Kreuz zu. Ist die Stute trächtig, so wird die Schnur auf dem Rückgrad nicht zusammen gehen, sondern kürzer als über den Wiederroß seyn. Es wäre überflüssig zu erinnern, daß das Pferd bey dem Messen gerade mit den Füßen stehen müsse. Durch ein solches Maas kann man schon nach sechs Wochen wissen, ob die Stute empfangen habe oder nicht. Später erkennet man es des Morgens, wenn die Stute getränkt wird. Indem sie trinkt, wird man eine Bewegung in der hohlen Seite gewahr
wer=

werden, welches ein untrügliches Merkmal eines lebendigen Füllens ist.

Die Frage, ob die Stute mit einem Hengst- oder Stutenfüllen trüchtig sey, ist bey nahe zu weit getrieben. Die Natur läßt uns nicht so tief in ihre Geheimnisse hineinschauen. Doch will man beobachtet haben, daß sie mit einem Hengstfüllen leichter gehen soll. Daß das Stutfüllen mehr auf der linken Seite liege, ist sehr ungewiß.

Beym dem Beschluß dieser Materie will ich noch meine Gedanken von einer leichtern Verbesserung der Pferde zucht anhängen. Da die Stuten, wenn sie viele Schwierigkeiten mit sich führen; so müsse man darauf bedacht seyn, unter den Bauern eine Art eines Gestütes einzurichten. Wie leicht kann dieses nicht geschehen, wenn der Hof die Kosten an einige gute Bescheller verwenden wolte. Es wäre aber genung, wenn alle Jahre nur eine gewisse Anzahl Bauerstuten belegt würden. Man würde in einigen Jahren weit bessere Pferde unter den Bauern sehen. Sie würden an diese weit mehrere Sorgfalt wenden, und ein gutes Pferd mit mehrerer Lust als



ein schlechteres erziehen, weil sie auf allen Seiten mehrere Vortheile hätten. Ein größeres Pferd kann seine Arbeit leichter als ein kleines verrichten, es wird ihm auch überdem theurer bezahlet. Es kann aber hiebey die Einwendung gemacht werden, daß insbesondere der ehstnische Bauer nicht gewohnt ist, sein Pferd zu schonen, sondern insgemein hart und streng mit ihm umgeheth. Allein, wenn dieses auch jetzt bey vielen geschiehet, so würde der Bauer doch einiges Bedenken tragen, ein Pferd zu Grunde zu richten, welches er selbst vor schöner als die übrigen hält. Man weiß überdem, daß die Knechte ihre Pferde, sie mögen noch so schlecht seyn, soviel als möglich schonen, insbesondere so lange sie noch unverheyrahtet sind, damit sie künftig als Bräutigams sich im Staate zeigen können. Man kann es auch jetzt den Bauern fast nicht einmal verdenken, wenn sie mit ihren schlechten und elenden Pferden nachlässig umgehen. Haben sie doch ehemals sehr gute Pferde gezogen, warum sollte es auch jetzt nicht möglich seyn. Auf einem solchen Wege sind in vorigen Zeiten die Ober-Pahlischen Bauern zu der vortreflichsten Art Pferde gelanget, die im ganzen Lande sind berühmt

ge-

gewesen, und von welchen man jetzt keine Spur mehr antrifft. Wie mir ist berichtet worden, hat zu Schwedischen Zeiten ein General von der Pahlen, der die damalige Starosten im Besiß gehabt hat, eine Anzahl Bescheller zum Nutzen der Baurenpferde unterhalten. Es würde inzwischen allemal nothwendig seyn, daß der Hof auf diese neue Art Pferde, eine besondere Aufsicht hätte. Die jungen Füllen könnten des Sommers in der Hofes Weide gehen, so würden die Wölfe nicht so viele zerreißen können. Man müßte darauf sehen, daß sie bey dem Bauren gut gefüttert, und nicht vor der Zeit zur Arbeit gebraucht würden. Die Bauren müßten sie auch nicht ohne Erlaubniß der Herrschaft verkauffen oder vertauschen. Diese im Anfange nöthige Vorsichtigkeit würde in der Folge überflüßig seyn, wenn die alte Pferdeart ganz würde eingeschmolzen werden. Die ehemalige Lust zu den Pferden würde unter ihnen wieder aufleben, und sie würden sich um die Wette bemühen, gute Pferde zu ziehen. Man hat Ursachen diese Anstalten zu beschleunigen, weil von dem achten Stamm der Liefländischen doppelten Klapper nur hier und da ein Pferd gefun-



den wird. Wir sehen überdem, daß die
Baurenpferde kleiner und elender werden,
um so viel schwerer ist es, eine ganz verfal-
lene Pferdeucht wieder in Aufnahme
zu bringen.



Nachricht

von einigen

Pferdecuren.



Es ist mir unbegreiflich, daß bey allen Bemühungen, welche zur Ausbreitung der menschlichen Einsichten angewendet werden, man zeither sich wenig um die Erkenntniß der Krankheiten und Heilmittel der Thiere bekümmert hat. Welche Menge von öconomischen Gesellschaften zählet man nicht, die in allen Theilen der Wirthschaftskunst arbeiten, und wie wenig lassen sie sich angelegen seyn, die Heilkunst der Thiere auf sichern Grunde zu bauen. Es werden große Belohnungen auf Erfindungen solcher Dinge gesetzt, die nur zur Befriedigung einer forschenden Neubegierde dienen, die in dem gemeinen Leben wenig, oder gar nicht nützlich sind. Man ermüdet sich um die Wette, neue Systeme der Wirthschaftskunst aufzubauen, alle Vortheile bis



in das unendlich kleine aufzuspüren; nur die Erhaltung der Thiere, die zur Wirthschaft, Bequemlichkeit und Nothdurft des Lebens unentbehrlich sind, siehet man mit gleichgültigen Augen an. Man ist zufrieden, daß unwissende Leute, die weder den Bau des thierischen Körpers, noch die Temperamente, noch die Kräfte der Arzneymittel gehörig kennen, sich das Amt der Heilkunst angemasset haben. Man muß ihre Aussprüche und Methoden gelten lassen, weil es uns an Einsichten mangelt, solche gehörig zu beurtheilen. Es fehlet uns zwar nicht an einer Menge Bücher, welche von der Vieharzneykunst handeln, in welchen alle Krankheiten vorgetragen, und die Mittel zur Cur angezeigt werden. Allein die Verfasser selbst machen solche Werke verdächtig. Es sind selten Leute die Erfahrungen in diesem Fache haben, sondern insgemein solche, welche ihr Buch aus andern zusammensetzen, ohne sich darum zu bekümmern, ob die Erfahrung auch damit übereinstimmt. Einige Kunstverständige haben zwar selbst von der Vieharzneykunst geschrieben; allein die Mittel, welche sie angeben, sind fast insgesamt aus den Apotheken entlehnet, und also zum wenigsten für

für unser Vieh zu kostbar. Vieles findet man darinn aus andern Büchern auf Treue und Glauben entlehnet; und überhaupt bemerkt man, daß die Kennzeichen der meisten innerlichen, auch theils äusserlichen Krankheiten, nicht durch hinlänglich entscheidende Merkmale bestimmt werden. Die Viehheilkunst ist darinn noch schwerer als die Cur der Menschen, weil die Thiere den Sitz der Schmerzen und Empfindungen, und die Ursachen der Krankheit, nicht so wie wir, anzeigen können; desto mehrere Sorgfalt sollte man um die Erkenntniß der richtigen Zeichen anwenden.

Ich führe die unvollkommene Erkenntniß in der Vieh-Ärzeneykunst nicht in der Absicht an, als wenn ich der erste seyn wolte, der einen neuen Grund in dieser Heilart legen, und das mangelhafte verbessern wolte. Nein, so weit erstrecken sich meine Einsichten, und die Stärke meiner Erfahrungen nicht. Meine Absicht gehet nur dahin, wohlfeile, größtentheils aber Hausmittel anzugeben, womit wir viele und die gewöhnlichsten Krankheiten, heben können. Ich muß hiebey die Freundschaft verschiedener Personen

nen



nen mit dem lebhaftesten Dank erkennen, welche mir die meisten bewärthen Mittel, so theils Familien-Geheimnisse sind, mitgetheilet haben. Ich werde nichts aus Büchern anführen, sondern nur solche Curen bekannt machen, welche eine öftere Erfahrung bekräftiget hat. Ich habe also zum wenigsten einen nützlichen Anfang gemacht, der in der Folge noch weit nützlicher seyn würde, wenn mehrere hiedurch aufgemuntert würden, ihre bewährte Vieh- und Pferdecuren gleichfalls bekannt zu machen, und mir solche unter der Adresse: (An die Ober-Pahlische Buchdruckerey,) zuzusenden. Ich werde solche sorgfältig sammeln, und in einem vollständigen Ross-Arzeneybuch durch den Druck gemeinlich machen. Ist es uns angenehm, wenn wir unser Vieh durch den Rath eines Freundes retten können, eben so dankbar ist auch unser Nebenmensch, wenn er sich durch unsern Rath geholfen siehet. Es würde überflüssig seyn, mehrere Gründe der Aufmunterung zu einem solchen heilsamen und nützlichen Werke anzuführen, da selbst das Gefühl des menschlichen Herzens uns zu dieser leichten Mühe auffodern wird.



Ehe ich den Vorrath meiner Mittel bekannt mache, muß ich noch einige allgemeine Fehler der Vieharzneybücher anzeigen. Man liest in den Pferdecuren fast auf allen Blättern, daß gemeine Spießglas, den gemeinen Schwefel, die Aloe, Coloquinten, und viele solche schwere und scharfwürkende Mittel, welche so gar als der Grund aller Hauptcuren gerühmet werden; ich halte aber mit den erfahrensten Rossärzten dafür, daß diese Mittel der Natur eines Pferdes nicht völlig angemessen seyn. Ein Pferd ist ein zartes, empfindliches und reinliches Thier, welches durch weit feinere Mittel will geholfen seyn. Es ist ein Thier, welches weit mehr als andere zum Krampf geneigt ist, und in welchem die angeführten Stücke nicht anders, als schädlich seyn können. Klügere Rossärzte bedienen sich nicht solcher Curarten, sie verwerfen sie vielmehr gänzlich, und wählen dagegen leichtere, mehr aromatische und balsamische Mittel. Die langen Recepte, welche wir in solchen Büchern häufig antreffen, und die einen Mischmasch von ganz entgegengesetzten Arzneyen bestehen, sind zu kostbar, und sichere Beweise der Unwissenheit unsrer Rossärzte. Ein Arzneymittel, welches aus
weni-



wenigen Stücken bestehet, würkt weit kräftiger, als eine Vorschrift, die nach dem Ellenmaß eingerichtet ist.



Von den Clystiren.

Ich setze die Clystire unter die wichtigsten Hülfs- und Rettungsmittel in den Pferdekrankheiten. Sie eröffnen nicht allein den Leib in den hartnäckigsten Verstopfungen, sie befördern den zurückgehaltenen Harn, lindern den Krampf und die Colickschmerzen, womit die Pferde vor allen andern Thieren geplagt sind. Wie vieles kann man nicht damit wider die Würmer ausrichten, von welchen selten ein Pferd verschonet ist. Es solte, als billig, ein jeder, der Pferde unterhält, mit einer Clystirspritze von Blech, Kupfer oder Holz, versehen seyn, welche zum wenigsten ein Stof hält. Die Clystire selbst können aus gekochten Leinsamenwasser, aus wenigen Löffel Lein- oder Hanfsöhl, und ein paar Hände Salz bestehen, oder aus Wasser, Salz und Oehl. Sie müssen so oft wiederholet werden, bis die gehofte Wirkung erfolget.

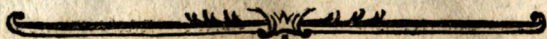
Wer

Wer keine Spritze hat, muß das bekannte Mittel der Tobackspfeiffe ergreifen, solche mit Toback stopfen, anzünden, und dem Pferde in den Mastdarm stecken, da sie durch den Druck der Luft sich selbst ausrauchet. Um der Vorsicht halben, kann man zuvor den Unrath mit einer Hand, die mit Oehl bestrichen worden, wegräumen lassen, weil sonst die Röhre davon kann verstopfet werden.

Noch kürzer können wir dem Pferde Defnung verschaffen, wenn man einen Stock, in der Dicke einer Wachskerze, und etwas länger als eine Spanne nimmt. An einem Ende wird er mit Flachs umwickelt, angefeuchtet, stark mit Salz bestreuet, noch einmal umwickelt, damit das Salz nicht gleich abfällt, wieder bestreuet, bis es einen Daumendicke wird, damit fährt man in den Mastdarm hin und her, läßt es hierauf reiten, bis es warm wird. Es wird selten nöthig seyn, den Stock zum zweytenmal zu gebrauchen. Mit diesem schlechtem Mittel können wir ein Pferd, auch anderes Vieh, auf Reisen und in vielen Vorfällen, helfen, und oft von dem Tode erretten. Ich empfehle dieses Mittel bey allen Zufällen, welche man nicht gehörig einsehen



sehen kann. Es wird niemals schaden, wenn es auch nicht allemal helfen sollte; zum wenigsten verspühret das Pferd davon Erleichterung.



Von dem Purgiren der Pferde.

Das Hauptmittel einer Purganz, ist, nach den meisten Receptbüchern, die Rosaloe. Sie schickt sich aber eben so wenig vor alle Pferde, so wenig sie allen Menschen heilsam ist. Ich bin vielmehr überzeugt, daß sie Pferden von hitzigem Temperament mehr schädlich als nützlich sey. Daß die Pferde davon stark angegriffen werden, und die Lust zum fressen, wegen des bitteren Geschmacks, auf einige Tage verlihren, ist ganz gewiß. Die natürlichste Purganz ist ohne Zweifel das frische Gras im Frühlinge.

Wer aber ausserdem seine Pferde purgiren will, darf nur Leinsamen stark kochen, etwas Salz zulegen, und die Pferde davon sauffen lassen, so laxiren sie ohne Beschwerde.
Diese

Diese Abführung fühlet sie zugleich, und verursacht den Pferden keine Beschwerde.

Andere gebrauchen das hepar antimonii zu 1 bis 2 Loth. Ich ziehe aber den Leinsamen vor.

Seife mit Wasser gekocht, bis es so dick wird wie süsse Milch, eine Theetasse voll gegeben, purgiret stark. Dies Mittel kann auch bey anderm Vieh, und Hunden gebraucht werden.



Von der Fiebel.

Es ist dieser Zufall sehr gemein, daß ihn jeder leicht unterscheiden kann. Er hat einen heftigen Krampf des Magens und der Gedärme zum Grunde, welcher sich bis auf den Hals erstreckt, dessen Sehnen gespannt sind. Insgemein greift die Fiebel die Pferde auf Reisen an, da oftmal eine schnelle Hülfe nöthig ist. Ich übergehe hier die Mittel, welche in den Rossbüchern in großer Menge angeführet werden. Meine Absicht ist auch

E
nicht,



nicht, die gewöhnlichen Methoden zu erzählen, da man den Grund der Fiebel in den Körnern an dem Halse, welche die Spitze des Ohres, wenn es zurückgebogen wird, anzeigt, und welche ausgeschnitten werden. Ich will andere und bessere Mittel bekannt machen.

Die heftigste Fiebel läßt sich mit den Stock heben, den ich bey den Clystiren beschrieben habe. Man muß nicht gestatten, daß das Pferd sich legt, nachdem es einmal ist geritten worden, sondern es muß von neuem geritten werden, bis es anfängt zu fressen.

Eine Messerspitze voll Pfeffer gestossen, mit Urin in beyde Ohren gegossen, hat in vielen Fällen geholfen.

Das allerbeste und geschwindeste Mittel ist folgendes: Man nimmt eine große Nadel, die an der Spitze dryeckigt ist, deren man sich zur groben Arbeit bedienet, ziehet einen starken wollenen Faden durch, schläget 6 bis 8 Knoten darinn, und zwar, daß man jedesmal den Faden von sich abziehet. Die Nadel wird mit dem Faden 2 bis 3 mal durch die Zunge gezogen, worauf sogleich eine Besse

ferung zu erfolgen pflegt. Zum Ueberflusß kann nachher noch das Maul und Zunge mit Salz und Eßig gerieben werden.

Meine Leser werden bey dem Vorschlag dieses Mittels mich in Verdacht ziehen, daß ich ein Freund von sympathetischen Künsten seyn müsse. Allein dies Mittel ist ohne alle Zauberkünste völlig in der Natur gegründet.

Ich habe oben den Grund der Fieber in einem Krampfe gesetzt. Die Empfindung des Krampfes vermindert sich natürlicher Weise, wenn man an einem entfernten Orte eine neue und starke Empfindung macht.

Hierauf gründet sich auch das Schneiden der Hörner, das kneipfen mit der Zange. Die Zunge ist gewiß sehr empfindlich. Die Knoten werden daher dergestalt gemacht, daß man den Faden von sich schlägt, so werden die Knoten scharfer, und das Gefühl in der Zunge stärker. Ich weiß verschiedene, denen die Wirkung dieses Mittels bekannt ist, und daher niemals eine weite Reise ohne eine solche Nadel unternehmen. Bey dem Hornvieh wird die Nadel auf ähnliche Weise und mit gleichem Nutzen gebraucht.



Von dem Husten der Pferde:

Der Husten kann bey den Pferden aus einer vielfachen Ursache entstehen. Inſgemein aber bemerkt man ihn im Winter, wenn die Pferde eiskaltes Waſſer ſauſſen, wenn der Haber unrein und mit vielem Staub vermiſcht iſt, wenn das Heu moderigt, ſtäubigt, und ſonſt mit Unreinigkeiten vermengt iſt. Wenn der Stall zu kalt iſt. Er iſt aber zu kalt, wenn der Miſt darinn frieret. Man kann alſo den Huſten vorbeugen, wenn man den Haber zuvor von dem Staube reinigen läßt, und gutes Heu giebt, wenn man ferner darauf ſiehet, daß der Stall ſeine gehörige Wärme hat. Einem Pferde, deſſen Blut noch von der Bewegung in Wallung iſt, kaltes Waſſer zu geben, iſt wider alle Regeln.

Iſt aber der Huſten ſchon da, ſo muß man den Pferden temperirtes Waſſer ſauſſen laſſen, und einem jeden Pferde eine mäßige Wurzel Merretig in einem Futter Haber geben. Viele Pferde freſſen ſie recht begierig, andere aber nicht. Dieſen muß man eine feingeſchnitt-

schnittene und zerstoßene Wurzel in einer Tüte
 wicklen und dem Pferde eingeben. Es ist
 selten nöthig, die Wurzel mehr als zweymal
 zu wiederholen.

**Von noch besserer Wirkung
 ist folgendes:**

Nehmet Haber, röstet ihn gelinde, gebet
 mit diesem Haber auf jedes Futter eine Hand-
 voll Tannen- oder Brähentnospen, ganz
 fein gehackt, einigemal gegeben, so muß der
 Husten weichen.

Einige nehmen drey faule Eyer mit den
 Schalen, geben solche ein, und giessen ein
 halb Quartier Eßig nach.

Viele wählen foenum graecum, Aland-
 wurzel, Merrettig, und geben es zu einem
 gehauften Eßlöffel voll ein.

Wer zu diesen einfachen Mitteln kein
 Zutrauen hat, kan folgende gebrauchen:

Nehmet Lakrißensaft.
 Alandwurzel.



Loorbeeren.

Schwefelblumen.

von jeden 4 Loth.

Anies 16 Loth.

Salpeter 2 Loth.

Es wird alles zu einem feinen Pulver gestossen, und mit einander vermischt. Davon ein Eßlöffel voll in angefeuchten Haber gegeben wird. Ist dies Futter verzehret, wird das Pferd entweder eine halbe, oder ganze Stundelang, im Schritt warm geritten, oder man läset es auch zwey Stundelang ohne Futter stehen. Ist es geritten, so muß es auch eine ganze Stunde angebunden stehen.

Dieses Pulver ist eins von den besten Mitteln, nicht allein im Husten, sondern auch im Kropf der Pferde; und es solte billig ein jeder beständig einen Vorrath davon haben, weil es bey den meisten Zufällen nützlich ist.

Einige nehmen folgendes:

Foenum graecum.

Sadebaum.

he-



hepar antimon.
von jedem 4 Loth.

Alles zu Pulver gemacht, einen Eßlöf-
fel voll davon gegeben. Nach sechs Stun-
den wird das Pferd getränktet.



Von den Würmern.

Die Würmer sind bey den Pferden eben
so schwer, als bey den Menschen zu
vertilgen. Sie lassen sich schwer austreiben,
weil sie lebendige Thiere sind, die Empfin-
dung und Geschmack haben, die ihre Woh-
nung, worinn sie im Ueberfluß leben, nicht
gerne verlassen. Sie fressen nichts was
ihnen unangenehm ist. Sie wissen sich in
den Falten des Magens und der Gedärme
zu verbergen, sobald sie den Angriff der Ar-
zeneyen merken. Oftmals saugen sie sich
fest, und verursachen dadurch die grausamsten
Zufälle; und nicht selten einen schnellen Tod.

Man zählet zwey Hauptarten von Wür-
mern. Die Magen-Würmer, welche oft den

Raupen ähnlich, nur daß sie dicker sind, und die Käfer-Würmer, die man in den Mastdarm gewahr wird, woselbst man eine Feuchtigkeit in Gestalt einer gesottenen Bohne siehet.

Die Zeichen, daß ein Pferd von den Würmern geplagt wird, sind schwer von andern Zufällen, als der Colick, der Milz pp. zu unterscheiden. Das Pferd stampft mit den Hinterfüßen, als wenn es nicht stallen könnte, es wirft sich nieder, und siehet sich oft nach der Seite um, wo ihn die Würmer beißen. Es wird bald warm, bald kalt. Nagen sie den obern Magen wund, so entstehet insgemein die Maulklemme, dieser fürchterliche Zufall. Der Tod erfolgt oft in einigen Stunden, wenn man nicht schleunig zu Hülfe kommen kan.

Allen Arten von Würmern ist der Teufelsdreck und Knoblauch zuwider. Folgendes ist bewährt:

Teufelsdreck.

Knoblauch.

Steindhl.

Von jeden gleichviel.

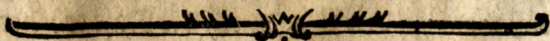
Es muß die Masse nicht zu dicke seyn, man mischet noch etwas Schusterschwärze darunter; davon ein paar Löffel voll dem Pferde eingegeben, und darauf geritten.

Wer alle diese Stücke nicht beysammen hat, kann von Teufelsdreck und Knoblauch Pillen, in der Größe eines Taubeneyes machen, und davon eine dem Pferde eingeben, nach einigen Stunden wieder eine.

Die Deffnung des Leibes mit obigem Stocke, giebt hier Erleichterung.

Wenn die Pferde mit Träbern und Mehl gefüttert werden, pflegen die Würme abzugehen.

Einige nehmen Eßig und Brandwein, nebst einigen gestossenen Lorbeeren, und geben dem Pferde davon einige Löffel voll ein.



Von dem Kropf.

Der Kropf wird auch die Drüse, oder die Kehlsucht genennet. Es ist diese Krankheit ein allgemeines Schicksal unserer Pferde,



so wie die Pocken unter den Menschen sind. Die wahre Kehlsucht betrifft nur junge Pferde im 4ten, 5ten und 6ten Jahre, auch wohl später. Stellt sie sich aber im 10ten oder noch später ein, so wird es der unächte Kropf genennet. Die Pferde in den warmen Ländern sind von diesem Uebel befreyet.

Der Kropf bestehet darinn, daß sich eine überflüssige Feuchtigkeit an einem gewissen Theile des Körpers zusammenziehet, eine Entzündung und Geschwulst erregt, die endlich zum Ausbruch kommt.

Die weichen Beule, welche man zwischen den Kinnbacken fühlet, sind Zeichen eines Kropfes. Oftmals bricht er am Rückgrad oder an den Schenkeln auß. Insgemein sucht der Kropf seinen Durchbruch in der Nase. Hierauf hat man auch in der Cur zu sehen, daß man ihm den Weg durch die Nase eröffnet.

Zu diesem Zweck werden verschiedene Bähungen gerühmet, davon ich die bewährtesten anführen will.

Man kochet Roggen bis er aufquillt, schüttet ihn in einen Sack, hänget solchen
über

über den Kopf des Pferdes, daß es den Dampf durch die Nase einziehen muß.

Brennesseln klein gehackt, gekocht und mit glühenden Hammerschlag vermischt, damit es länger dampfet.

Viele rühmen altes Moos, so auf den Dächern wächst, mit Hünerey, Bier und etwas Fett gekocht, in einen Sack gethan.

Anderer nehmen Kaff von Leinsamen, oder Leinsamen mit Bier und Fett.

Einige zünden Schwefel an, und lassen den Rauch in die Nase, worauf ein Niesen erfolget.

Kley mit Honig gekocht, und mit den Topf in einen Sack gethan, und den Dampf davon in die Nase gehen lassen.

Ich muß hiebey das Pulver auf das beste anpreisen, welches ich bey dem Husten empfohlen habe.



Folgende Masse ist vorzüglich gut:

Das Pulver von Süßholzwurzel,

Schwefelblumen,

von jeden 8 Loth.

gepulverte Lorbeeren,

braunen Zuckerkandi,

von jeden 4 Loth.

Dieses wird mit Honig vermischt, in einer Pfanne über das Feuer gesetzt, woraus Pillen gemacht werden, in der Größe eines Taubeneyes, oder einer welschen Nuß, davon des Morgens eine, und wenn das Pferd sehr krank ist, des Abends die andere gegeben wird. Das Pferd muß dabei laulich Wasser mit Honig und Kley sauffen.

Zeiget sich schon der Fluß durch die Nase, so kann folgendes zur Beförderung gegeben werden:

Frische Butter, in der Größe eines Eyes. Man schmelzet sie in einer Pfanne, und gießet dazu ein halbes Glas voll Eßig, ein halbes Glas Baumöhl, einige Körner Pfeffer.

Es

Es wird alles genau mit einander vermischet, die eine Hälfte in das eine Nasenloch, die andere in das andere gegossen. Bemerket man keinen Ausfluß durch die Nase, so ist dieses Mittel mehr schädlich als heilsam.

Durch eine lange Erfahrung ist nachstehendes wirksam befunden worden. Es befördert den Fluß, wenn andere Mittel vergebens sind gebraucht worden:

Ein Quartier Bier. Einen Löffel voll reines Heeringöfett, so von der Salzlacke ist oben abgeschöpft worden. Eine Messerspitze voll von pulverisirtem Safran. Beyde Stücke werden mit dem Bier vermischet, in einer Bouteille auf einen warmen Ofen gesetzt, daß es lauwarm wird. Es muß stark umgeschüttelt werden. Die eine Hälfte wird in das eine, die andere in das andere Nasenloch gegossen. Das Pferd wird darauf warm geritten. Der Fluß stellt sich insgemein gleich darauf ein. Fließet es noch nicht recht, so wird den andern Tag in jedes Ohr ein Löffel voll Baumöhl gegossen, und das obige noch einmal durch die Nase eingegossen.



Wider die Maulklemme:

Daß dieser heftige Zufall insgemein ohne Rettung tödlich sey, weiß ein jeder Pferdekennner. Die gewöhnliche Mittel sind insgemein ohne Wirkung. Diese Krankheit, welche auch sonst die Hirsch-Krankheit genennet wird, bestehet darinn, daß dem Pferde das Maul krampfhast zusammen gezogen wird, und nicht ohne Gewalt kann eröfnet werden. Es knirschet dabey mit den Zähnen. Es entstehet ein solcher tödlicher Zufall, indem ein Pferd zu sehr erhitzt ist, und mit einmal abgekühlet wird, oder auch wenn das Gegentheil geschiehet. Die erweichenden Elystire von gekochten Leinsamen und Camillen, oder der Elystierstock, oder die Tobackspfeiffe, sind oft wiederholend heilsam, weil sie zur Erleichterung dienen. Die Kinnbacken werden mit Terpentinöl und Brandtwein gewaschen, und mit Schaafsfelle umwunden, damit die Salbe sich desto stärker einziehen könne. Das Maul muß man suchen, so viel als möglich, offen zu erhalten, damit man mit dem Trichter die Arzeneyen eingeben, oder seine Nahrung einflößen kann; welche nur aus Mehl und Wasser zusammen geklopft bestehen muß.

Jch

Ich würde Bedenken tragen, folgendes abergläubisch scheinendes Mittel bekannt zu machen, wenn ich selbiges nicht von zweyen glaubwürdigen Männern, die es unter die Geheimnisse zählen, erhalten hätte. Die wunderbare Wirkung, welche sie verschied-nemale in der Maulklemme davon erfahren, da geübte Kopfarzte das Pferd schon verloh-ren gegeben haben, empfehlen dies seltsame Mittel. Ich wage es also bekannt zu machen, da meines Wissens, noch kein besseres ist gefun-den worden. Wenn jemand nur sein Pferd retten kann, so ist es ihm angenehm, wenn auch das Mittel nicht allemal kunstmäßig ist.

Nehmet das Hemde von einer Frauensperson, worinn die Merkmale ihrer monat-lichen Zeit vorhanden sind. Waschet es mit wenig reinem Wasser aus, gebt von diesem Wasser dem Pferde ein Quartier ein.

Es soll ausserdem ein untrügliches in-nerliches Mittel wider alle äusserliche Ge-schwülste und Beulen seyn. Man hat unter andern die Probe damit an einem Pferde gemacht, dessen Kopf ausserordentlich geschwol-len gewesen, daß er ganz seine natürliche
Ge



Gestalt verlohren hatte. Innenhalb 14 Stunden hat sich die Geschwulst augenscheinlich verlohren. Es würde mir und einem jeden Naturforscher ungemein schwer fallen, die natürliche Ursachen dieser Wirkung zu erklären, woran um so weniger zu zweifeln ist, weil man oft, und eine schnellere Besserung nach dem Gebrauch desselben verspüret hat. Denen dieses Mittel anstößig scheinen sollte, verlohren dabey nichts mehr, als die Mühe dieses Blatt umzuschlagen.



Von der Räude.

Die Räude ist leicht zu erkennen, aber nicht leicht zu curiren. Sie wird eingetheilet in die nasse, und trockene. Die letztere ist schwerer als die erste zu heilen. Das gewöhnlichste, welches man wider die Räude gebraucht, ist ein Löffel voll Deggut mit warm Bier, wöchentlich zweymal gegeben, auch damit äußerlich geschmieret. Einige nehmen statt des Deggut den Wacholdertheer, welchen die Bauren zu brennen wissen. Viele rühmen ein Pulver, welches aus Schwefel, Loorbeeren, Wacholderbeeren, Schießpulver



ber und Spießglas bestehet. Nebst den innerlichen Mitteln müssen auch äußerliche zur Heilung der Haut gebraucht werden. Von solchen findet man unzählliche Vorschriften. Die meisten bestehen aus einer scharfen Lauge mit Hünerey, wozu einige noch Schießpulver und Schwefel nehmen.

Folgendes hat sich für allen andern durch die Erfahrung wirksam bewiesen:

Man giebt dem Pferde erst auf nüchtern Magen, halb Schwefel und halb Spießglas einen gehäusten Theelöffel voll, drey auf einander folgende Morgen, läßt es jedesmal darauf warm reiten, und zwey Stunden angebunden stehen. Hierauf wird das Pferd, wenn eine kühle Witterung ist, warm gehalten, und mit nachstehender Salbe über den ganzen Leib geschmieret.

4 Stöße Deggut,
2 Stöße Hanföhl,
eine Hand voll Salz,
eine Hand voll weißen Hünerey,



2 Loth Schießpulver,
1 viertel Loth Grünspan.

Alles dieses wird auf gelindem Feuer gekocht, bis sich ein schäumender Rand am Kessel zeigt. Nehmet es vom Feuer, laßt es 12 Stunden an einem warmen Orte stehen. Ehe die Salbe gebraucht wird, muß sie zuvor erwärmet werden, daß man die Hand darinn leiden kann. Die Salbe läßt man acht bis zehn Tage auf der Haut, nach diesen wird sie mit guter Lauge, worunter auch Hünernmüß genommen wird, abgewaschen. Das Pferd kann, nachdem es mit der Salbe ist überall geschmieret worden, unter die gesunden Pferde gelassen werden, ohne eine Ansteckung zu befürchten.



Von der Milz und Colik.

Die Fiebel, Colik und Milz, sind drey Krankheiten, welche aus einer allgemeinen Ursache, nemlich einem heftigen Krampf des Magens und der Gedärme, entstehen, welcher Krampf entweder von einer gährenden
Schar.

Schärfe, oder von Würmern erregt wird. Die wahren Kennzeichen sind sehr schwer von einander zu unterscheiden, weil sie vieles mit einander gemein haben. In allen dreyen Fällen wirft sich das Pferd nieder, springt wieder auf, und der Leib ist dabey ausgedehnet; doch ist die Ausdehnung in der Fiebel nicht so stark als in der Colik. Am stärksten blähet sich der Bauch in der Milz auf. Ich will diese verworrene Krankheiten, so viel als möglich, deutlich zu erklären suchen.

In der Fiebel fällt das Pferd kraftlos nieder, legt den Kopf auf die Erde, strecket alle Füße von sich.

Bei der Colik strauzelt oder schwanket das Pferd mit den Vorderfüßen, wirft sich nieder, krümmt sich, und ziehet alle Füße an sich, hat einen östern Trieb zum stallen. Es stehet öfter mit Ungestüm auf, und wirft sich eben so oft wieder nieder. Sind Würmer Ursache an der Colik, so beißt es sich oft in die Seite, oder siehet sich nach der Seite und dem Rücken um, mit einem beängstigten Othemholen.



Bei der Milz, bemerket man einen aufgetriebenen Bauch, doch insgemein mehr auf der linken als rechten Seite, daher auch die Milz unschuldiger Weise als die Ursache der Krankheit angesehen wird; es ziehen sich auch die Rippen auf dieser Seite mehr in die Höhe. Ein kurzer und feuchender Othem ist in allen drey Fällen, doch in der Colik und Milz heftiger als in der Fieber.

Die Pferde werden von gedachten Krankheiten insgemein auf der Reise überfallen; wir müssen uns also auch um solche Mittel bekümmern, die man in der Geschwindigkeit haben kann. Die allgemeinen Mittel sind der Clystierstock, die Nadel durch die Zunge gezogen.

In der Colik nimmt man ein Ey, läset das weiße ausfließen, stecket durch die Oefnung Saffran hinein, als man mit drey Fingern fassen kann, steckt das ganze Ey mit Heu umwickelt, und durch Hülfe eines Stockes dem Pferde in den Hals, und läset es reiten, oder herumsühren. Ist die Colik heftig, giebt man ihm Teufelsdreck mehr als eine Nuß groß ein.

Ein

Ein Stoff süsse Milch mit frischen Menschenkoth eingegossen, hat manches Pferd auf dem Wege vom Tode errettet. Knoblauch oder Teufelsdreck auf das Gebiß gebunden, lindert die Colik, so von Würmern entstanden ist.

Die Milz wird von vielen, insbesondere von Bauren, durch den Pfriemenstich curiret, nemlich drey Fingerbreit vom Rückgrad, zwischen der zweyten und dritten Ripbe. Den Wallach stechen sie auf der linken, die Stute auf der rechten Seite. Es ist aber diese Operation darinn zu tadlen, daß man gar leicht die innerlichen Theile verletzen kann.

Weit sicherer ist folgendes oft versuchtes Mittel: Man läßt von zwey Kerls mit dem runden Ende eines Krumholzes, auf beyden Seiten von den Ribben bis zum Schacht, bis zwanzigmal stark streichen. Dies hat eine Aehnlichkeit mit dem Abstreichen der Herzspann.

Es ist bekannt, daß die Füllen, wenn sie zur Welt kommen, eine dunkelbraune Haut vorn auf der Zunge haben, welche sie aber



verschlucken, sobald sie Othem holen. Es wird diese Haut getrocknet, und zu Pulver gestossen; nicht allein von allen Pferdärzten, wider die Milz und vielen Zufällen der Pferde gerühmet, sondern sie hat auch in der Arzeneykunst das Lob erhalten, daß sie ein sehr gutes Mittel wider den Krampf sey; man solte also billig sich Mühe geben, einen Vorrath davon zu sammeln.



Entzündungen und Geschwülste zu zertheilen.

Essig und Roggenmehl zum Brey gekocht, und so warm, als man mit der Hand leiden kann, oft umgeschlagen. Will man Brandwein und Seiffe darzu nehmen, so zertheilet es noch stärker. Mit Brandwein und Seiffe den Geschwulst stark gerieben, und eine heisse Schauffel daran gehalten, daß es sich einziehet.

Noch kräftiger ist folgende Salbe.

Ein Pfund ungesalzene Butter.

Ein viertel Pfund Wachs.

Eine



Eine Handvoll frische Krausemünze.

Eine Handvoll frischen Liebstock.

Alles mit einander gekocht, durch ein Tuch gedrückt und warm geschmieret.

Ausgesiebter Heusamen, mit halb Eßig und Brandwein gekocht, und warm umgeschlagen.



Ein Mittel alle Wunden zu heilen.

Zwey Löffel voll Alaun.

Ein Löffel voll Grünspan,
in einer Bouteille vermischt.

Dieses Mittel reiniget die Wunden. Ist sie schon rein, so dämpfet man es, indem man etwas mehr Wasser zugresset, alsdenn befördert es die Heilung.



Eine gute Wundsalbe.

Ein Löffel Honig.

Zwey Loth Grünspan.

Ein Loth Alaun.

mit dem Honig kochen lassen, indem es beständig gerühret wird.

Von kräftiger Wirkung ist nachstehende Salbe.

Wachs.

Bockstalg.

Harz.

Seife.

von jedem ein Theil und gleichviel.

Honig, ein Löffel voll.

Brandwein, ein Bierglas voll.

Eine Kanne Bier.

Es wird langsam zur Salbe gekocht, indem das Bier nach und nach zugegossen wird.

Mit calcinirten Austerschalen, können auch große Wunden gereinigt werden. Vorher aber schmieret man die Wunde mit Leindhl, worinn Kühnruß eingerühret ist.

Hat sich unten in der Wunde eine scharfe Materie gesetzt, welches man unterkötig nennet, und man getrauet sich nicht die Wunde zu öffnen, so darf man nur siedende Butter darauf gießen, wornach sie gleich aufbricht.



Wenn ein Pferd ist gedrückt worden.

Salmiak,

Bitriol, von jeden 8 Loth.

Allaun 4 Loth

℞ 5

Jedes



Jedes wird besonders gestossen und meliret, davon ein kleiner Löffel voll auf eine Bou-
teille Wasser genommen wird, und damit
geschmieret.



Die Geburt zu befördern, und die
Nachgeburt zu treiben.

Lorbeeren zu Pulver gestossen, einen kleinen
Suppenlöffel voll.

Ein Stück Seelspeck, zwey Zoll groß,
mit warmen Bier eingegeben.



Felle von den Augen zu bringen.

Alaun und Vitriol von jeden gleich viel, wel-
ches zusammen calciniret oder gebrannt
wird, beydes als ein Theil gerechnet, gestof-
sene Eyerschalen zwey Theile. Ist das Fell
dick, so müssen die Eyerschalen etwas gröber
ge-

gestossen werden, weil dadurch das Fell zerrieben wird. Man muß oft lange damit fortfahren. Dies Pulver wird eingeblasen, oder mit einer Feder aufgestrichen.

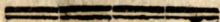


Wider das Verhalten des Urins.

Petersilgenkraut und Wurzeln zerquetschet, oft eingegeben, und einige Tage Weizenkley im Wasser zerklopft, gefüttert.

Terpentin und Bernsteinöhl zusammen 100 bis 130 Tropfen gegeben. Oder von dem Bernsteinöhl 100, oder vom Balsam sulphuris 50 Tropfen.

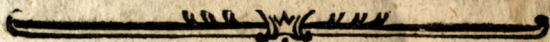
Viele gebrauchen das rohe Quecksilber zu einigen Lothen eingegeben.





Wider den Wurm auf der Zunge.

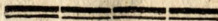
Man erkennet ihn, wenn die Zunge auf beyden Seiten angefressen ist. Bindet Knoblauch auf das Gebiß, oder Knoblauch mit Honig, und lasset das Pferd einige Tage gezäumet stehen.



Wider die Maucke.

Die Maucke ist ein Ausschlag über die Rothen.

Nehmet Schwefel, Lorbeeren, Schießpulver von jedem 4 Loth, die Milch von drey Heeringen, zur Salbe gemacht, und alle Morgen damit geschmieret.



Wenn

Wenn das Horn spröde ist.

Zwiebeln eingekerbt, in warmen Eßig getaucht, den Huf damit beschmieret, und Küßkoth aufgeschlagen. Das Leben wird vorher ausgewürket.

Wenn ein Pferd sich verrenket hat,
oder Bucht- Huft- und Creuz-
lahm ist.

Es ist sehr schwer die Verrenkungen wieder einzurichten. Sehr oft glücket es mit folgenden Spiritus, welcher dem Pferde Schmerzen verursacht, und dadurch das verrenkte Glied selbst wieder einschlägt.

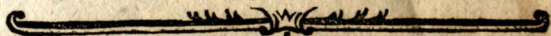
Ungelöschter Kalk, Potasche, Salmiak von jeden gleichviel, mit gemeinen Brandwein distilliret. Dieser blaue Spiritus muß täglich zweymal stark eingerieben werden.

Wenn



Wenn ein Pferd sich in die Krone getreten hat.

Man läſſet ſogleich Bockſtalg an einem heißen Eiſen flieſſen, und tröpfelt es in das Loch. Damit es ſich deſto beſſer einziehe, hält man ein warmes Eiſen an den Huf. Das Loch kann auch oben mit zergeſchmolzenen Wachſ geſchloſſen werden. Terpentın, oder Spiecköhl befördert die Heilung.



Wie der Roß zu erkennen iſt.

Die Erkenntniß deß Roßes iſt um ſoviel nöthiger, weil die Roßtäuſcher die Kunſt verſtehen, den Roß zu ſtopfen. Man fühlet an der Kehle zwey kleine Knorpel, wenn ſie gedrückt werden röchelt das Pferd, inſbeſondere wenn es iſt geritten worden. Am gewißeſten aber erkennet man ihn, wenn zwey Meſſerſpizen von der weißen Nieſewurzel in die Naſenlöcher geblaſen werden, da ſich der
Roß

Ros in einer halben Stunde zeigen wird. Den wahren oder bestialischen Ros zu curiren, wenn nemlich die Materie eiterich, zähe, gelbe oder blutig ist, wird vor unmöglich gehalten. Ist die Materie weiß, und ohne Geruch, soll noch Hülfe seyn, obgleich sehr schwer. Man hält auch die Drüsen, welche sie an den Kinnbacken bekommen, die festsetzen und schmerzen, vor ein Zeichen des Roses.



Ein Mittel wider den Husten der Schaafe und des Hornviehes.

Zoback mit Urin angefeuchtet, gemahlen und mit Honig vermischt, davon ein Löffel voll gegeben.

E N D E.

